

Baudrillard hat doch stattgefunden

Semiotik statt Realität. Die Postmoderne als Reich des Bösen. Wie liest man den eben verstorbenen Jean Baudrillard produktiv?

Von Stefan Howald

Zwei Bücher von Jean Baudrillard stehen in meinem Büchergestell, beide von 1978, im deutschen Merve-Verlag erschienen, Broschüren eher, im Kleinformat, lausiger Schreibmaschinensatz, Nummern 79 und 81 der Reihe «Internationale marxistische Diskussion», und in beiden Aufsatzsammlungen finde ich zu Beginn der meisten Aufsätze heftige Unterstreichungen, Frage- und Ausrufezeichen, doch dann hat sich die Lektüre offenbar beruhigt oder sie ist womöglich ganz versandet.

Eine solche Rezeption scheint mir dem Schreibgestus von Baudrillard durchaus angemessen. Er setzt provokativ ein, anregend, mit blendenden Formulierungen, dann häufen sich die Metaphern und Paradoxien, damit auch die Wiederholungsschleifen und Redundanzen.

Ein Jahrzehnt lang, sagen wir von 1975 bis 1985, repräsentierte Baudrillard die französische Zeitenwende von Poststrukturalisten und Postmodernisten. Buchtitel wie die mir vorliegenden waren Programm: «Agonie des Realen». «Aufstand der Zeichen». Von der Sprachtheorie her kommend, löste sich für Baudrillard die Repräsentanz zwischen Zeichen und Bezeichnetem auf. Und dann löste sich immer mehr auf. Baudrillard war die polemisch-politische Speerspitze für die philosophisch fundierteren Derrida und Lyotard, aber er machte nicht mit bei der dezidierten Rechtswende von Leuten wie Glucksmann, sondern erklärte die Politik generell für überholt.

«Agonie des Realen», «Aufstand der Zeichen»: Das bezeichnet erstens die Kritik an einem unzulänglichen Wirklichkeitsbegriff und zweitens die Aufwertung des Symbolischen. Zweiteres war eine nützliche Provokation. Den Massenmedien, den hypertroph werdenden Werbung und PR und Konsumdesign war mit den traditionellen Instrumenten der Kulturkritik längst nicht mehr beizukommen. Baudrillard griff Henry Lefèvres Kritik des Alltagslebens und die «Mythen des Alltags» von Roland Barthes auf und erklärte die Mythen zum wahren Leben. Mit der Beziehung zwischen Ding und Zeichen gab er auch diejenige zwischen

Produktion und Wertschöpfung auf, damit jede Werttheorie. Das Sein der Waren liegt weder in Tausch- noch Gebrauchswert, sondern in ihrem Symbolgehalt, in der Zeichenwelt von Reklame und Werbung. Die Repräsentation wird durch die Simulation verdrängt. Die Simulation «birgt keinerlei Beziehung zu irgendeiner Wirklichkeit: sie ist lediglich ihr eigenes Abbild». Statt Wirklichkeit gibt es «Hyper-Realität», in der die Begriffe realer sind als die Dinge, die sie bezeichnen, oder zumindest wichtiger.

Der Berliner Philosoph Wolfgang Fritz Haug hat sich früh mit solchen Entwicklungen der Kommunikationsgesellschaft auseinandergesetzt. Ich füge Haug nicht nur aus persönlicher Vorliebe an, sondern weil er schon 1971 in seiner «Kritik der Warenästhetik» die zunehmende Bedeutung der Ästhetisierung der Waren analysierte, ohne dies von den zugrunde liegenden Produktionsprozessen abzukoppeln. Zu Baudrillard und der postmodernen These von der Abschaffung der Realität merkte er entsprechend kritisch an: «Wir tun besser daran, den medialen Entwirklichungsschub selber einer Wirklichkeitsanalyse zu unterwerfen, als ihn zu verdoppeln und mit Bedeutung zu überhöhen.»

Für Baudrillard aber reproduzierten sich die Begriffe, Bilder, Simulationen in einer «Hölle des Immergleichen». Diese These hat ein Problem: Sie tendiert selber zum Immergleichen. In Baudrillards Bücher lassen sich ziemlich viele Zitate finden, die über 3 Jahrzehnte hinweg das Gleiche sagen und nur ihre feurigen Worte ein wenig anders anordnen.

Im Januar 1991 fand Baudrillard ein neues Feld: die Weltpolitik. Wenige Tage vor dem ersten Golfkrieg schrieb er, es sei klar, dass der sich ankündigende Krieg nicht wirklich existieren, sondern nur als «simulierter Nicht-Krieg» auf der «strategischen Bühne des Fernsehschirms» ausgetragen werde. Nach dem Ende des Kriegs erklärte er kurz und bündig: «Der Golfkrieg hat nicht stattgefunden». Das war ein billiger Slogan auf dem Markt der symbolischen Debatten, wie er selber wusste. Er konnte sich auf richtige Beobachtungen stützen: Der Krieg war nicht nur ein Kampf um die besten Medienbilder geworden, sondern auch funktional zum Videospiel, zum Knopfdruck auf der Konsole hochkomplexer Waffensysteme – während die Opfer aus dem Blickfeld verschwanden.

Bemerkenswerterweise wurde es in den 1990er Jahren ruhiger um Baudrillard. Dabei schienen sich doch einige seiner radikaleren Prognosen zu bestätigen, etwa im medialen Exhibitionismus von DocuSoaps und Big Brother, später durch Music Star, bei dem die SRG

ihr eigenes Produkt als weltbewegende News in die Nachrichtensendungen hievt. Oder seit neuestem durch «Second Life»: das Leben im Netz, das verdächtig dem ursprünglichen gleicht, und doch eine eigene lockende Qualität verspricht.

Im Angesicht solcher Entwicklungsschübe hatte sich die Kulturkritik verflüchtigt. Wenn Baudrillard ironisch-polemisch gewütet hatte, herrschte ein paar Jahre lang der einverständige Dumpf- und Frohsinn. Umgekehrt wurde Baudrillard selber pessimistischer. Seine Analyse geriet zur alttestamentarischen Prophetie über das postmoderne System, das nichts mehr ausser sich kennt und deshalb nur noch implodieren kann. Der Hohn auf universelle Konzepte wie die Menschenrechte oder den französisch geprägten Egalitarismus rückte ihn in die Nähe der Neokonservativen.

Dann erwies sich 9/11 wie eine Illustration von Baudrillards apokalyptischen Thesen. Als die Flugzeuge, am Fernsehen, live, in die Türme des World Trade Centers stürzten, glaubten wir zuerst nicht alle, hier werde ein schlechter Hollywood-Film inszeniert? Zugleich zeigte sich Baudrillards Differenz zu den Neokonservativen. Er begriff den Terrorismus als semiotischen Bestandteil des US-Weltsystems. Das beschrieb er plötzlich recht konventionell. Die Globalisierung, das Immergleiche, «beruht, wie früher der Kolonialismus, auf einer ungeheuren Gewalt. Sie schafft mehr Opfer als Nutzniesser, auch wenn die westliche Welt mehrheitlich davon profitiert». Die «extrem gewaltsame» Globalisierung räume mit allen Differenzen und Werten auf, «indem sie eine vollkommen indifferente Kultur oder Unkultur» entstehen lasse. Wolfgang Fritz Haug, nochmals er, hat gemeint, an solchen Bildern Baudrillards sei «nichts schlechthin falsch und doch das Ganze das Unwahre». Denn Baudrillard ging weiter: Als «endloses Wuchern, Auswuchs und Metastase» gebäre die Globalisierung zugleich den Terrorismus aus sich heraus, als Virus, der sich unrettbar eingenistet habe in der modernen Welt. Im manichäischen Denken liess sich eine klammheimliche Freude am terroristischen Ausbruch ahnen, der als Katalysator womöglich ein System zum Einsturz bringen werde.

Via Google, diesem universellen Instrument im virtuellen Universum, bin ich auf ein Interview aus dem Jahr 2005 zwischen Baudrillard und der US-amerikanischen Journalistin Deborah Solomon gestossen. Solomon profiliert sich seit ein paar Jahren fürs «New York Times Magazine» mit leicht provokativen Fragen des angeblich gesunden Menschenverstands und ein wenig postfeministischem Sex Appeal (entsprechende Beispiele für die Schweiz hier

beliebig einsetzen). Das Interview ist ein aufschlussreiches Dokument. Es illustriert einige Thesen von Baudrillard, und führt sie zugleich ad absurdum. Die Fragen sind nicht an der Sache interessiert, sondern an selbst gesetzten Kriterien, etwa dem, ob eine Antwort neu oder witzig ist. Solomon und ihr Ruf bestätigen damit die Selbstbezüglichkeit der Medien.

Umgekehrt zeigt sich an Baudrillards Antworten, wie seine Provokationen nicht mehr dekonstruieren, sondern nur noch reduzieren. Was die USA in Irak beabsichtigten, meint er, sei, «den Rest der Welt auf dasselbe Niveau von Maskerade und Parodie zu hieven, auf dem wir uns bewegen, also den Rest der Welt in ein Konstrukt zu verwandeln, auf dass die ganze Welt vollkommen künstlich wird. Dann besitzen wir eine allumfassende Macht. Es ist eine Art Spiel.» Wie soll man solche Knäuel von scharfer Detaileinsicht und falscher Verallgemeinerung entwirren? Die Wende zur Medialisierung und der böse Blick darauf haben stattgefunden. Aber der Blick muss wieder genauer und differenzierter werden.

Dieser Artikel erschien in der WochenZeitung, Zürich, vom 12. März 2007